luftschacht

Der Tøyen-Effekt handelt von einem Osloer Stadtteil, und von einer Familie: von Mona, Jostein und ihrem Sohn Kalle. Sie betreiben seit mehreren Jahren ein Café in einem Bezirk, der lange als der berüchtigtste im ganzen Land galt. Rund um das Café existiert ein Netzwerk aus Menschen vieler verschiedener Kulturen, die einander helfen und sich in ihrer Nachbarschaft engagieren.

Aber ist Tøyen ein solcher Ort geworden, wie sie ihn sich einst vorgestellt haben? Was ist passiert mit der weltoffenen, umsichtigen Nachbarschaft, in der einmal Platz war für alle? Jostein hat seinen Feuereifer verloren. Seine Fähigkeiten zur Gemeinschaftsbildung und sein brennendes Engagement verwittern, und Mona kämpft mit der heimlichen Sehnsucht, Tøyen und ihn zu verlassen. Als Jostein nicht wie geplant von einer Reise zurückkehrt, spitzt sich die Situation zu, und im Lichte von Josteins Abwesenheit folgt der Roman Mona durch eine intensive Zeit im Verlauf eines Tages und einer Nacht, in einem Spannungsfeld zwischen Aufruhr und Selbstbefragung.

Der Tøyen-Effekt ist ein hochaktueller, tiefschürfender Gegenwartsroman über eine Einwohnerinitiative, über die Suche nach einem Halt für die Liebe außerhalb der geschlossenen Familiensphäre und über den Glauben und den Zweifel an der Kraft der Gemeinschaft.

BJARTE BREITEIG, *1974 in Kristiansand/ Norwegen. Er studierte nach einem abgebrochenen Physikstudium Literatur in Trondheim, an der Skrivekunstakademiet und an der Universität von Bergen. Für seine Erzählungen wurden ihm zahlreiche nationale Preise verliehen. *Der Tøyen-Effekt* ist – neben seinen drei hochgelobten Erzählbänden und seinem ersten Roman *Meine fünf Jahre als Vater* (2016) – sein zweiter Roman im Luftschacht Verlag.

Bjarte Breiteig lebt in Oslo.

BERNHARD STROBEL, * 1982 in Wien, Studium der Germanistik und Skandinavistik. Lebt als Autor und Übersetzer aus dem Norwegischen in Neusiedl am See. Österreichischer Staatspreis für literarische Übersetzung 2021. Zuletzt erschienen: *Der gute Mann Leidegger* (Roman, Droschl 2023).

Bei Luftschacht erschienen (in Übersetzung von Bernhard Strobel):

Der Tøyen-Effekt (Roman, 2025)
Die kennen keine Trauer (Erzählungen, 2019)
Meine fünf Jahre als Vater (Roman, 2016)
Phantomschmerzen (Erzählungen, 2013)
Von nun an (Erzählungen, 2010)

Bjarte Breiteig

Der Tøyen-Effekt

Roman

Aus dem Norwegischen von Bernhard Strobel

Luftschacht Verlag

Titel der norwegischen Originalausgabe: *Tøyeneffekten*
Copyright: © Bjarte Breiteig
ISBN: 978-82-459-2395-5
First published by Forlaget Oktober AS, 2021
Published in agreement with Oslo Literary Agency.
This translation has been published with the financial support of NORLA.

© Luftschacht Verlag – Wien
luftschacht.com

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten.
1. Auflage März 2025

Umschlaggestaltung: Bruch—Idee&Form – *studiobruch.com*
Übersetzung: Bernhard Strobel
Lektorat: Teresa Profanter
Satz: Luftschacht
Gesetzt aus der Metric und der Noe.
Druck und Herstellung: Finidr s.r.o.
Papier: Holmen book cream 80 g/m^2, Geltex glatt 115 g/m^2, Surbalin glatt 115 g/m^2

ISBN: 978-3-903422-52-0
ISBN E-Book: 978-3-903422-53-7

Anmerkungen zur Produktsicherheit (GPSR):
Luftschacht e.U., Jürgen Lagger, Malzgasse 12/2, 1020 Wien
notizen@luftschacht.com





Ein Ort gehört für immer dem, der ihn sich
am stärksten angeeignet hat, sich am leidenschaftlichsten
daran erinnert, ihn sich selbst entreißt, ihn formt,
darstellt, ihn so radikal liebt, dass er ihn
in seinem eigenen Bild neu erschafft.

– Joan Didion –

(aus: Das weiße Album, *Ullstein 2022,*
Übersetzung: Antje Rávik Strubel)

TØYEN (2018)

„WO IST PAPA?“

Das war das Erste, was Kalle fragte, als ich nach Hause kam. Ich stellte die Einkaufstasche ab und warf einen Blick ins Wohnzimmer. Kalle lag auf dem Sofa, von der Playstation kam ein leises Rauschen, und ich sah, wie er Controller und Fernbedienung zwischen sich und der Sofalehne zu verstecken versuchte. Ich ließ mir Zeit mit dem Aufhängen des Mantels, bevor ich etwas sagte. Ich setzte mich auf den Hocker, die Stiefel lösten sich mit einem lauten Plopp, dann ging ich zu ihm hinein.

„Papa ist in Kopenhagen.“

„Wie lange kommt er noch bis nach Hause?“

„Wie lange *dauert es noch*, bis er nach Hause kommt.“

„Ja“, sagte er. „Wie lange dauert es noch?“

„Ein paar Stunden, denke ich.“

Hier drinnen wirkte es so viel dunkler, als es draußen gewirkt hatte. Es war Abend und doch nicht Abend, noch immer einige Stunden bis zur Schlafenszeit, die mit Inhalt gefüllt werden mussten. Und dann das Abendessen. Ich dachte an das dicke Stück Wurst und das Fertigpüree, das ich gekauft hatte. Nichts Grünes, aber immerhin war Jostein ja nicht da und konnte deshalb auch keinen Kommentar dazu abgeben. Kalle wand sich auf dem Sofa, eine Rastlosigkeit, die an Entzugserscheinungen erinnerte: Das war die Spannung des Spiels, die noch in ihm steckte, die fiktive Welt, die ihn rief.

„Warum gehst du nicht ein bisschen raus?“

„Wohin?“

„Weiß nicht. Zu Abdi oder Jeton, so wie früher.“

„Nein, Mama.“

„Oder zu dem Mädchen, das bei uns war, wie hieß sie noch gleich, Zainab?“

„*Zainab!*“

Das sagte er, als wäre es eine Beleidigung, etwas völlig Undenkbares, dabei war es erst ein paar Wochen her, dass dieses reizende, uns unbekannte Mädchen an der Gegensprechanlage geklingelt hatte und zu uns heraufgekommen war. Sie hatten *Der Stern von Afrika* in seinem Zimmer gespielt, ohne zu streiten, nur ihre ruhigen Stimmen waren von drinnen zu hören gewesen, er hatte ihr die Regeln erklärt, und sie hatte gewürfelt und irgendwie überrascht „Ich hab eine Vier? Ich hab eine Zwei?“ gerufen.

Kalle hatte den Controller und die Fernbedienung bereits vergessen, die jetzt offen herumlagen. Er drückte sich seitlich mit dem Gesicht gegen das Sofapolster, klappte den Mund auf wie ein Fisch und hob einen Arm an. Mit einem lauten Seufzen vermittelte er mir das Gefühl, ich sei schuld an seiner grenzenlosen Langeweile. So war es immer: Ich empfand es als meine Verantwortung, ihn ständig zu beschäftigen, und das ärgerte mich.

„Ich weiß, dass du gezockt hast“, sagte ich.

Er wurde ganz steif, und sein Arm sackte neben seinem Körper herab.

„Entschuldigung.“

„Du sollst nicht jeden Tag spielen“, sagte ich. „Dass wir Grenzen setzen, tun wir nur dir zuliebe. Du brauchst den Kontakt zu anderen in der Nachbarschaft.“

„Ich weiß“, sagte er. „Entschuldigung.“

Es war unangenehm, ihn so gefügig zu erleben. Ich wartete auf das Argument, er sei ja den ganzen Tag in der Schule ge wesen, er *sei* draußen gewesen und habe mit anderen gespielt, und obwohl er nichts sagte, wirkte das Argument, und ich wuschelte ihm durch die Haare.

„Immerhin warst du ja den ganzen Tag in der Schule und bist dort viel draußen gewesen“, sagte ich. „Du darfst noch ein bisschen spielen.“

„Muss nicht sein“, sagte er.

„Bestraf dich nicht selber. Du *darfst* spielen.“

„Ich will aber nicht.“

„Na schön.“

Ich erhob mich mit einem kurzen Seufzen, das ich ihn bewusst hören ließ.

„Brav und fügsam.“ Das waren die Worte, die Vegard, der neue Lehrer, bei dem Elterngespräch neulich benutzt hatte. Er hielt das gewiss für etwas Positives, zumindest hatte er gelächelt, als er mit seinem pfaffenhaften *Angesicht* über seine Notizen gebeugt dagesessen war, diese Art Lächeln, das nur so lange andauert, solange es erwidert wird, und ich hatte gedacht, du kapierst einen Scheiß. Für meine Begriffe hätte er ebenso gut „untertänig“ oder „unterdrückt“ sagen können, denn wenn es eine Eigenschaft gab, die Kalle an einem Ort wie diesem nicht gebrauchen konnte, dann war das Gefügigkeit. Was er brauchte, war Eigenantrieb, Willenskraft. Auch Empathie natürlich und eine Fähigkeit zum Miteinander, aber ohne eine große Portion Selbstständigkeit konnte es schnell übel für ihn enden. Sein voriger Lehrer, Jeevat, hatte das erkannt. Jeevat hatte gemeint, wir sollten nicht zu streng sein, wenn Kalle mitunter etwas aufsässig

sei, sondern ihn im Gegenteil dazu ermuntern. „Nicht immer ist richtig, Regeln von die andere zu befolgen." Aber Vegard hatte recht: Kalle *war* gefügig. Er schien nicht der Typ zu werden, der sich problemlos auf eigene Faust durchzuschlagen wusste, sondern war dabei, ein vorsichtiger, zurückgezogener Junge zu werden, der eher den eigenen Willen unterdrückt, als eine unschöne Atmosphäre um sich herum zu erzeugen.

Ich begann das Essen herzurichten. Mit einer Mischung aus Hunger und Ekel vor dem Geruch des rohen Fleisches schnitt ich die steife Wursthülle auf. Jostein und ich hatten vergangenen Abend zu viel getrunken, und ich hatte schlecht geschlafen nach dem unangenehmen Gespräch, das wir geführt hatten. Tagsüber in der Arbeit war es mir irgendwie gelungen, die Übelkeit und das Unbehagen zu verdrängen, indem ich mich auf die eingehenden E-Mails konzentrierte, die beantwortet werden mussten, und beim Mittagessen mit Stella Høek musste ich mir meinen ganzen Enthusiasmus abringen, um gemeinsam mit ihr die Werbestrategie für ihr Weinbuch fertig auszuarbeiten. Doch die ganze Zeit hatte ich das Gefühl, mich am Rande eines Abgrunds zu bewegen in dem Bewusstsein, was ich am Abend davor zu Jostein gesagt hatte. Jedes Mal ein kurzer Schock, wenn ich meine eigenen Worte im Ohr hatte: „Vielleicht wäre es am besten, wir würden getrennt wohnen." Das hatte ich gesagt, klar und kalt, während ich ihm direkt in die Augen sah. Ich hatte „vielleicht" gesagt, weil es nicht als etwas Endgültiges gemeint war, nicht einmal als ein Vorschlag, es war bloß ein Gedanke, den ich laut ausgesprochen hatte, damit er den Ernst der Lage erkannte. Doch sowie es gesagt war, fühlte es sich so real an, kalte, klare Worte, als wäre es bereits

entschieden: Wir würden getrennt wohnen, das Nachbarschaftscafé aufgeben, Tøyen hinter uns lassen. Jostein hatte sich auf dem Sofa nach vorn gebeugt und den Kopf in die Hände gelegt. Vor ihm auf dem Tisch standen sein Whiskyglas und die vielen leeren Bierflaschen. Er zeigte fast keinen Widerstand, stimmte quasi allem zu, was ich sagte. „Ja", murmelte er. „Du hast recht. Ich verstehe. Es geht nicht mehr." Es war, als hätte er gewusst, was kommen würde, als hätte er es erwartet und wäre fast ein wenig erleichtert. Er nickte schweigend, als ich sagte: „Du kannst nicht schon wieder in eine Depression rutschen, Jostein." Ich war absichtlich streng zu ihm, hart. „Fast scheint es ja, als ob du das wolltest. *Willst* du depressiv werden?" Er antwortete nicht. Ich glaubte, er würde im nächsten Moment aufstehen, doch stattdessen ließ er sich wie ein riesiger, schwerer Sack vom Sofa fallen und schlug dumpf mit der Stirn neben dem Tisch auf den Dielen auf. So blieb er liegen, bäuchlings, mit schlaffen Armen und dem Gesicht auf dem Boden. Still lag er da und atmete schwer. Vermutlich wollte er mir damit etwas demonstrieren, mir zeigen, wie schwer ihm alles geworden war, aber das Einzige, was er damit demonstrierte, war ja genau das, was ich ihm gerade vorgeworfen hatte: Er *wollte* depressiv sein. Ich sah die Ziehharmonikafalten auf seinem Hemdrücken, sah seinen Hosenboden, der ihm wie eine lose Hülle am Hintern hing, und wurde wütend: „Auf mit dir!", fauchte ich ihn an. „Reiß dich zusammen! Lieg da nicht herum wie eine Made!" Und schließlich rappelte er sich doch auf, setzte sich mühsam wieder zurück aufs Sofa und würgte einen großen Schluck Whisky hinunter, und ich spürte die Wut in mir aufsteigen, kalt und hart. Sein Kopf war jetzt noch tiefer herabgesunken, als müsse er gegen unmenschliche Schwerkräfte ankämpfen, und ich sagte: „Es liegt jetzt an dir. Wenn

du dich dagegen entscheidest, dann muss es nicht wieder zu einer Depression kommen. Aber wenn du jetzt nicht aufstehst, wenn du einfach alles fallen lässt, das ertrage ich nicht länger. Dann bleibst du allein."

Ich nahm den Topf mit dem kochenden Wasser von der Platte und leerte den Inhalt aus der Kartoffelpüreepackung hinein. Die kleinen Flocken sahen aus wie trockener Schnee oder Schuppen, und ich rührte einen Klecks Butter hinein und legte den Deckel auf den Topf. Ich nahm eines der halb durchgebratenen Wurststücke aus der Pfanne, und während ich darauf herumkaute, sah ich wie so oft hinüber zu den Wohnungen auf der gegenüberliegenden Hofseite – Räume, die aus der Dunkelheit herausleuchteten. Ich sah die Kinder der neu eingezogenen syrischen Familie in ein Handy vertieft am Küchentisch sitzen. Obwohl, syrisch: Ich nahm an, dass sie aus Syrien stammten, zumindest hatten sie eine hellere Hautfarbe und waren nicht so streng in Sachen Hidschab – die Töchter gingen ohne –, und auch Vorhänge hatten sie noch keine montiert. Inzwischen war das ein überteuertes Mietshaus mit hoher Fluktuation, in dem vorwiegend berufstätige Eltern mit Kleinkindern wohnten, die sich eine Zeit lang dort über Wasser hielten, während sie sich nach etwas Billigerem umsahen. Ich hatte beobachtet, wie sie frühmorgens zu den Betriebskantinen oder ihren Taxis aufbrachen oder wohin auch immer sie von den Leiharbeiterfirmen vermittelt worden waren. Ein hartes Leben musste das sein – und trotzdem waren sie finanziell weit bessergestellt als die Familien aus den Sozialwohnungen. Eines der syrischen Mädchen hatte mich entdeckt und winkte. War das Zainab, wohnte sie dort? Ja, bestimmt war sie das. Ein Lächeln blitzte in ihrem Gesicht auf, als ich zurückwinkte.

Auf einmal interessierten sich auch alle anderen Kinder für mich, zeigten herüber und winkten, und ich stieß ein kurzes lachendes „Hei“ hervor. In der Tür hinter ihnen erschien ihre Mutter, wie um nachzusehen, was da los sei. Auch sie winkte, wenn auch eher verhalten. Wir wohnten nur zwanzig Meter voneinander entfernt, kannten einander aber nicht. Wäre alles wie früher gewesen, hätte Jostein längst dafür gesorgt, dass wir uns einander vorstellten. „Zufällig“ wäre er ihnen im Innenhof über den Weg gelaufen und hätte sich über die Mülltonnen hinweg, durch den Maschendrahtzaun, der unseren Außenbereich von ihrem trennte, mit ihnen unterhalten. Er hätte sie in der Nachbarschaft willkommen geheißen und ihnen vom Café erzählt. „Alle sind willkommen“, hätte er gesagt, „ihr müsst kommen, ich hoffe, wir sehen uns dort.“ Das war seine übliche Strategie.

Es fühlte sich unglaublich an, dass ich das alles gesagt hatte. Dass ich nicht nur unsere Beziehung und die kleine Familie, zu der wir geworden waren, so leicht aufs Spiel zu setzen bereit war, sondern unser ganzes Tøyen-Dasein. Ich hatte es gesagt, als ob ich das einfach hinter mir lassen könnte, als ob das Café und die Schule und das Miteinander, das wir zehn Jahre lang aufgebaut hatten, mich nichts angingen. Und nach allem, was ich wusste, schmerzte Jostein genau das am meisten: dass ich offenbar einfach so aussteigen konnte. Ja, vielleicht war es das, mehr als irgendetwas sonst, was in letzter Zeit so schwer auf ihm lastete: der alte Verdacht, dass mir „die Community“ eigentlich gar nicht so wichtig sei. Aber das *ist* sie, sie *ist* mir wichtig, verspürte ich jetzt den Drang zu sagen. Und dass ich es deshalb nicht ertragen könne, wenn er jetzt aufgebe. Denn wer wäre er dann noch?, dachte ich. Was bliebe ihm noch? Oh, das durfte ich *nicht*

sagen. Wer wäre er noch, wenn er das aufgäbe, so, wie er alles andere davor aufgegeben hatte? Und ich dachte: Niemand, er wäre ein *Niemand*. Aber diesen Gedanken musste ich für mich behalten.

Heute Abend, sobald er zu Hause war und Kalle im Bett lag, würde ich mit ihm darüber reden. Ich würde darauf bestehen, heute nichts zu trinken, sondern ein ruhiges, kontrolliertes Gespräch zu führen. Oder doch, ein kleines, eiskaltes Bier könnten wir uns vielleicht genehmigen, aber mehr nicht, und dann würde ich ihm klarmachen, wie viel auch mir die Gemeinschaft bedeutete. Sein Familienleben so zu führen, dass es gleichzeitig einer größeren Sache dient, sei nicht selbstverständlich. Die meisten Menschen, würde ich sagen, lebten und arbeiteten nur für ihr eigenes Familienglück oder um Geld anzuhäufen, das sie später ihren Kindern vermachten, aber sie vermissten ein *Mehr* in ihrem Leben, und dieses Gefühl, dass ihnen etwas fehlte, würden sie bis ins hohe Alter mit sich herumtragen. Wir aber hätten dieses *Mehr* gefunden. Für uns bestehe es darin, ein Fest zum Nationalfeiertag im Schulhof zu organisieren, die Fußballmannschaft zu trainieren, andere Kinder zu uns nach Hause einzuladen, was wir nicht nur aus einem Pflichtgefühl heraus täten, aber es bedeutete eben auch, dass wir uns politisch engagierten. Der Entschluss, Kalle hier zur Schule zu schicken, anstatt, wie wir es hätten tun können – und wie es auch viele von uns erwartet hätten –, unsere finanziellen Mittel dazu zu verwenden, ihn in eine Bildungseinrichtung mit besseren Erfolgsaussichten zu geben, ja, allein der Umstand, hier zu wohnen, auch jetzt noch, da die Kleinkindzeit vorbei sei – das seien Entscheidungen, die sich konkret auf einen der brennendsten Gesellschaftskonflikte

unserer Zeit auswirkten: die Migration. Wir machten einen Unterschied aus. Mit dem Alltag, so wie wir ihn lebten, beteiligten wir uns aktiv am Gesellschaftsumbruch.

Und hier, im Osloer Bezirk Tøyen, einer der damals berüchtigtsten Gegenden des Landes, war in den frühen 2010er-Jahren ein Nachbarschaftscafé eröffnet worden, betrieben von sogenannten Gutmenschen in einem wenig einladenden Geschäftslokal des ehemaligen Einkaufszentrums Tøyensenteret, dessen Läden größtenteils leer standen. Und rund um dieses Café war eine Community entstanden, die immer weitergewachsen war und sich bis in die umliegenden Straßen ausgebreitet hatte. Menschen jeden Alters und aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen hatten begonnen, einander zu grüßen, miteinander zu reden, sich umeinander zu kümmern. Die Gemeinschaft hatte sich bis in die Hinterhöfe ausgebreitet, bis hinauf in die Wohnungen, in die hohen Blocks. Sie wuchs und wurde durch die Schule und die Kindergärten des Viertels gestärkt. Man spürte sie in den Gemüseläden, den Importshops, den Frisörsalons, den Kebab-Buden. Es gab eine Nachbarschaftswache. Ein Sportverein wurde gegründet. Ein Kinderchor. Pop-up-Fahrradwerkstätten im Freien wurden organisiert. Wo man einander zuvor fremd gewesen war an einem fremden Ort, hatte sich nun ein Netzwerk aus Nachbarinnen und Nachbarn gebildet, die sich gegenseitig unterstützten und sich in ihrer unmittelbaren Umgebung engagierten. Die Tøyen-Zugehörigkeit hatte einen völlig neuen Stolz entstehen lassen, und als die Gegend in den Jahren 2013 bis 2018 eine öffentliche Gebietsaufwertung erfuhr, stützte man sich dabei stark auf die bereits bestehende Community. So stark, würden manche sagen, dass es in allen Fugen krachte.

Die Gemeinschaft in Tøyen hatte landesweit für Aufmerksamkeit gesorgt, und daran hatte auch ich meinen Anteil. Noch mehr als Jostein hatte ich mich dafür eingesetzt, unsere Community und unser Leben hier möglichst *sichtbar* zu machen. Ich war es gewesen, mehr als irgendjemand sonst, die darin eine Möglichkeit gesehen hatte, wie wir uns bemerkbar machen konnten. Und warum hätten wir das nicht tun sollen? War die politische Wirkung nicht umso größer, je deutlicher wir von anderen gesehen wurden? Ich war es gewesen, die öffentlich in Erscheinung trat und sich – mit oder ohne Jostein, mit oder ohne die anderen aus der Gemeinschaft – für Zeitungsreportagen, Radiosendungen, Fernsehbeiträge zur Verfügung gestellt hatte. Ich hatte Kolumnen geschrieben: eine über die generellen sozialen Missstände in Oslo; eine über die Armutsfalle, verursacht durch die städtische Wohnungspolitik, die die hier Lebenden zum Ausziehen zwang, sobald sie über ein eigenes Einkommen verfügten; eine über die weißen Kinder in Tøyen, die jeden Morgen feierlich zur U-Bahn marschierten, und inwiefern die freie Schulwahl die schon bestehenden sozialen Unterschiede noch vergrößerte. Diese Kommunikationsarbeit hatte ich teils abends geleistet, teils während der Arbeit, wenn gerade niemand zusah, ich betrachtete sie als mein Geschenk an Tøyen. Ich befeuerte die sozialen Medien mit Bildern und kleinen „Herzensgeschichten", Ausschnitten aus der Nachbarschaftsarbeit für das Café, vom Fußballtraining, von unserem Alltag in Tøyen, und einige dieser Postings hatten eine enorme Reichweite. Die Menschen dort draußen gierten nach Fotos von Frauen im Hidschab, die eine Kreissäge bedienten, oder von afrikanischen Burschen mit Schürze beim Tortenbacken. Beliebt waren auch eher private Fotos, wie etwa das von Kalle beim Blaubeerensuchen mit seinen

norwegisch-somalischen Freunden, ein Alf-Prøysen-Motiv in neuem Kolorit. Ich postete es, wohl wissend, dass solche Dinge in einem bestimmten Teil der Gesellschaft definitiv *nicht* beliebt waren. Die schlichte Behauptung hinter all diesen Postings lautete: Integration muss kein Problem sein, sofern es nur mehr Leute wie uns hier in Tøyen gibt. Zuwanderung ist etwas, an dem wir wachsen können, wenn wir das wollen.

Natürlich fühlten sich davon auch viele provoziert. Es rief Widerstand hervor, Wut, Spott. Es gab Leute dort draußen, die sich zu akzeptieren weigerten, dass ein harmonisches multikulturelles Leben möglich war, obwohl sie es mit eigenen Augen sahen. Nachdem unsere Schulwahl in den Medien für eine gewisse Aufmerksamkeit gesorgt hatte – Kalle war der Einzige in seiner Schulstufe mit norwegischen Eltern –, bekamen wir zu hören, wir würden ihn einem sozialen Experiment aussetzen. Die Islamgegner sahen in Tøyen ein abschreckendes Beispiel für einen Ort, an dem das „Gift" der Religion tief in die norwegische Gesellschaft eingedrungen sei. Wörter wie „Infiltration" und „Gehirnwäsche" wurden genannt – womit sie sich auf uns bezogen, auf Jostein und mich. Besonders schlimm waren die sogenannten „Realisten", eine Gruppe rechter Journalistinnen und Journalisten, die von sich selbst behaupteten, die „harten Fakten" zu vertreten, und von ihren Einfamilienhäusern im Westen der Stadt aus bissige Kommentare zum „Einwanderungsproblem" schrieben. Ihnen zufolge machten wir die Sache nur schlimmer, denn je mehr solcher Menschen in unserem Land heimisch würden, desto mehr wüchse auch bei anderen das Bedürfnis hierherzukommen. Was wir taten, sei naiv, hoffnungslos romantisch und nicht zuletzt eine Verschwendung

öffentlicher Mittel – denn natürlich war ihnen zu Ohren gekommen, wie hoch die Fördersumme war, die Jostein für das Café hatte auftreiben können. Und obwohl dieser Widerstand mitunter verletzend sein konnte, nicht nur für mich, die meist im Vordergrund agierte, sondern auch für Jostein (denn die Kommentare waren oftmals überraschend gemein), ließ uns das nur noch verbissener werden, lange Zeit jedenfalls. Alles in allem jedoch überwog die positive Aufmerksamkeit. Wir erhoben Tøyen zu einem Leitbild für das neue Norwegen, wie wir es gerne nannten, ein Norwegen, das sich aus vielen Kulturen zusammensetzte, aber trotzdem von Solidarität und Toleranz geprägt war. Und dieses sinnstiftende Gefühl – ja, eine Lebensfülle, eine Spannung, weil wir ein Teil davon waren – musste ich heute Abend Jostein gegenüber hervorheben, in genau diesen Worten, für die er gewiss empfänglich wäre. Und dann würde ich sagen, ihm allein hätten wir das alles zu verdanken. Das war eine Übertreibung, aber keine, die nicht einen wahren Kern enthielt. Er sei derjenige gewesen, der uns diesen Weg gezeigt habe, würde ich sagen. Er habe das Ganze erst ins Rollen gebracht. Ohne dich, würde ich sagen und sagte es mir auch jetzt leise vor, während ich die fertiggebratenen Wurststücke in der Pfanne herumschaufelte, ohne dich gäbe es kein Café und damit auch keine Gemeinschaft. Kalle wäre auf eine andere Schule gegangen. Tøyen wäre ein anderes Tøyen geworden.

Trotzdem ist alles anders gekommen, als wir es uns vorgestellt hatten. Tøyen ist nicht zu diesem Ort geworden, der allen Platz bot und an dem alle weltoffen und großherzig ihren Beitrag leisteten. Zumindest nicht *nur* zu so einem Ort. Heute ist Tøyen vor allem als „Trendviertel“ mit beliebten

Bars, fotogenen Wohnungen (nackte Wände, rustikaler Touch) und teils teuren Restaurants bekannt (auch dort nackte Wände und rustikaler Touch). Obwohl das verarmte Tøyen nach wie vor existierte, und zwar in allerhöchstem Maß – denn das ließ sich nicht durch teure Restaurantfassaden aus der Welt schaffen –, schossen an jeder freien Stelle Neubauten in die Höhe, deren Wohnungen zu horrenden Preisen verkauft wurden. War „Tøyen" in den Immobilienanzeigen früher konsequent ausgespart worden, wurde es nunmehr extra hervorgehoben: „Im Herzen von Tøyen." „Investitionsobjekt in Tøyen." „Einzigartige Gelegenheit im trendigen Tøyen." Aufgrund der steigenden Immobilienpreise waren im Laufe der Jahre viele derjenigen, die sich aktiv an der Café-Community beteiligt hatten, Menschen, die wir „unsere Leute" nannten, gezwungen gewesen, mit ihren Familien wegzuziehen, weg aus jener nachbarschaftlichen Gemeinschaft, die durch ihre Mithilfe überhaupt erst entstanden war.

Aber war es nicht trotz alledem ein besseres Tøyen, als es das ohne uns gewesen wäre? Darauf musste ich mich fokussieren. Das musste ich Jostein begreiflich machen. Man brauchte nur an die frühen 2010er-Jahre zurückdenken, als der Name Tøyen noch einen düsteren, gefährlichen, anrüchigen Beiklang hatte: „der Einwandererbezirk", „der vernachlässigte Bezirk", „der Gangsterbezirk", berüchtigt für seine vielen Kriminellen, seine Drogenabhängigen, seine Armut. In den Zeitungsreportagen und Fernsehberichten wurden dunkle Fußgängerunterführungen und Einsatzfahrzeuge gezeigt, Frauen mit Burka vor Moscheefassaden, Gestalten in Kapuzenpullis vor vollgesprayten Wänden und die ewigen Backsteinwohnblocks, die in einen düsteren Himmel

emporragten. Und in dieses verdreckte, unsichere, mit Argwohn beäugte Tøyen waren wir gekommen, um unser Kind großzuziehen. Von einem Tag auf den anderen spielte sich unser tägliches Leben in Straßen ab, in denen sich Jugendgangs herumtrieben, in denen die Leute mehr mit sich selbst redeten als mit anderen und nicht selten Spritzen unter unseren Schuhsohlen knirschten, wenn wir vom Gehweg hinunterstiegen. Kehrten wir von einer Kinderwagenausfahrt in die idyllische Holzhaussiedlung in Kampen – die wir mit der Zeit leicht abschätzig „Kardemomme" nannten, nach der Stadt in dem Kinderbuch – nach Hause zurück, spürten wir, wie wir mit dem Überqueren der Kjølberggata zugleich die Grenze in eine andere Wirklichkeit überschritten, so wie in Horrorfilmen, wenn man sich plötzlich in der Schattenwelt befindet. Plastiktüten wehten über die Straße, eine Frau mit Halbglatze stand schreiend an einer Mauer, ein Schäferhund versuchte, seinen Besitzer wachzulecken, der mit herunterhängender Hose und einer aus dem Leistenbereich ragenden Spritze auf dem Boden lag.

Und es gefiel uns. Nicht die soziale Not an sich, sondern die Tatsache, dass wir uns, da es sie nun einmal gab, nicht vor ihr abschirmten. Abends saßen wir mit einem Bier, einem Glas Wein oder einem Whisky in der heruntergekommenen Wohnung, die jetzt unsere war, und lauschten nicht ohne eine gewisse Faszination den Schlägereien, den Sirenen, den einsamen Rufen einer psychotischen Seele. Wir hatten uns aus dem sicheren Dasein losgerissen, uns vom Materialismus befreit, wir beteiligten uns nicht mehr am *Rat Race* und konnten uns jetzt berechtigterweise abschätzig darüber äußern. Wir waren so sehr *wir selbst*. Unsere kleine, kostbare Einheit, wir drei, im Fremdgebiet. Auf der gegenüber-

liegenden Straßenseite, im Außenbereich des Kindergartens, in dem Kalle, nachdem wir unseren Umzug bekanntgegeben hatten, auf Anhieb einen Platz bekommen hatte, ließ eine Bande Jugendlicher im Abenddunkel ihre Waffen aufblitzen. Wir registrierten es, ohne eine große Sache daraus zu machen. Vielleicht riefen wir die Polizei, vielleicht auch nicht, aber falls wir es taten, dann ohne jede Aufregung in der Stimme, eher mit einer Art Nachsicht, „Sie sind wieder da, ja, und sie haben Waffen dabei", woraufhin wir die Waffen beschrieben, die wir gesehen hatten: Machete, so und so lang, Baseballschläger, Pistole, Fahrradkette. Mehrmals gab es Schießereien in den angrenzenden Straßen, einmal sogar mit einer automatischen Waffe direkt vor unserer Wohnung, und das riss uns heraus aus unserer aufgesetzten Unempfindlichkeit. Wir warfen uns auf den Boden, zwischen uns Kalle, den wir gerade ins Bett bringen wollten, meine zitternde Hand auf seinem Windelpopo. Die Schüsse waren in der Mauer auf der anderen Seite eingeschlagen, keine Verletzten, wie wir von dem Polizisten erfuhren, der anschließend von Tür zu Tür ging, um Zeugenaussagen aufzunehmen.

*

Kalle kam in die Küche herein.

„Kann ich dir bei irgendwas helfen, Mama?"

„Wie lieb, dass du fragst. Du könntest den Tisch decken", schlug ich vor.

„Oh", sagte er. „Nur das nicht."

„Sonst ist nichts mehr zu tun. Das Essen ist fertig."

„Aber ich könnte zum Beispiel Käse schrubben."

„Es gibt Wurst mit Kartoffelpüree", sagte ich. „Wir brauchen keinen Käse."